

gute Positionierung im Markt attestiert werden und ich bin überzeugt, dass das „Handbuch für Medienmanagement“ viele Leser finden wird. Diese Erstausgabe hat das Potenzial, zum Standardwerk zu reifen.

Michel Clement

Emine Uçar-İlbuğa

Fernsehkonsument türkischer Jugendlichen

Eine empirische Untersuchung im Hamburger Stadtteil Dulsberg

Frankfurt am Main: Lang, 2005. – 277 S.

(Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik; 10)

ISBN 3-631-54472-3

(zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 2005)

Wenn es um Migration und Medien ging, stand lange Zeit vor allem die Frage im Zentrum, wie Menschen mit Migrationshintergrund in den Medien dargestellt werden. Erst in den letzten Jahren wurde in einzelnen Studien die Mediennutzung von Migrantinnen und Migranten untersucht. Obwohl die Bedeutung von Medien in der Zeit des Heranwachstums unbestritten und auch recht gut untersucht ist, liegen kaum Erkenntnisse zum Medienumgang von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund vor. In verschiedenen Untersuchungen zur Mediennutzung oder auch zur Medienanwendung von Kindern und Jugendlichen gibt es Hinweise darauf, dass es hierbei Unterschiede zwischen Heranwachsenden mit und ohne Migrationshintergrund gibt.

Emine Uçar-İlbuğa, die selbst türkischer Herkunft ist, hat sich dieses Themas angenommen und im Rahmen ihrer Dissertation den Fernsehkonsum von 13- bis 17-jährigen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund untersucht. Mit ihrer Untersuchung wollte sie einen „Beitrag zur Beantwortung der Frage [leisten], welche Rolle das Fernsehen in der Familie und – in Ergänzung oder im Gegensatz dazu – im Freundeskreis von Jugendlichen türkischer Herkunft spielt“ (S. 16). Zur Beantwortung dieser Frage hat Uçar-İlbuğa eine empirische Studie durchgeführt und dabei qualitative sowie quantitative Erhebungsmethoden eingesetzt.

Nach einem kurzen Überblick über die Einwanderung aus der Türkei beschreibt sie

zunächst die Situation der türkischstämmigen Jugendlichen im Hamburger Stadtteil Dulsberg, aus denen sie ihre Untersuchungsgruppen akquiriert hat, und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass es unter diesen besser und weniger gut integrierte Mädchen und Jungen gibt. Dies führt sie auf eine „Kette von Faktoren zurück [...], die sich von der eigenen sozialen und kulturellen Ausgangsposition der Jugendlichen über die Bedingungen des Erziehungssystems bis hin zur Arbeitswelt erstrecken.“ (S. 48) Anhand verschiedener Untersuchungen setzt sie sich anschließend mit dem Freizeitverhalten von Jugendlichen türkischer Herkunft auseinander. Dabei stellt sie fest, dass das Fernsehen offensichtlich einen hohen Stellenwert im Rahmen der Freizeittätigkeiten der Jugendlichen hat. Es gehört zum Alltag und stellt hier eine „normale Aktivität“ dar. Daraus folgert sie, dass es seine Rolle als Leitmedium verloren hat. Dieser Schluss ist allerdings nicht ganz nachvollziehbar, da die Charakterisierung des Fernsehens als ‚Leitmedium‘ nichts damit zu tun hat, ob dieses zum Alltag gehört oder etwas Besonderes darstellt. Ein weiteres Ergebnis ihrer Recherche ist, dass türkische bzw. türkischsprachige Angebote eine wichtige Rolle für Jugendliche mit türkischsprachigem Migrationshintergrund spielen, auch wenn sie bei der Nutzung von Radio, PC und Internet die deutsche Sprache bevorzugen.

Im darauf folgenden Kapitel geht Emine Uçar-İlbuğa darauf ein, welche Fernsehkanäle in türkischer Sprache in Deutschland empfangen werden können, und weist darauf hin, welche Besonderheiten die einzelnen Kanäle aufweisen und welche Ausrichtung sie haben. Sie stellt fest: „Die in Deutschland empfangbaren Programme aus der Türkei lassen sich in drei Gruppen einteilen, in staatliche, kommerzielle und in religiös orientierte.“ (S. 72) Anschließend beschreibt sie die geschichtliche Entwicklung der Fernsehlandschaft in Deutschland sowie die Strukturen der öffentlich-rechtlichen vs. der privaten Anbieter. Erschließt sich einem schon hier der Sinn nicht ganz, fragt man sich erst recht nach der Begründung für den nächsten Abschnitt: In diesem charakterisiert sie die bevorzugten Sender ihrer Untersuchungsgruppe, zu denen die öffentlich-rechtlichen Anbieter gehören, die großen privaten Sender sowie die Musikkanäle VIVA und MTV. Dabei geht sie im Wesentlichen darauf ein, seit wann der jeweilige Sender existiert, ob er ein Vollpro-

gramm ausstrahlt oder nicht und wie hoch der prozentuale Anteil an Werbung ist. Für die Untersuchung relevante Aspekte (z. B. zielgruppenaffine Programmangebote) thematisiert sie nicht. In einem Zwischenfazit stellt sie dann einen Vergleich zwischen der türkischen und der deutschen Fernsehlandschaft an. Dieser hätte insgesamt für die Zwecke der Untersuchung genügt.

Nach der Einordnung der Zielgruppe und dem Überblick über die Fernsehangebote, die für die Jugendlichen von potenzieller Relevanz sind, stellt Uçar-İlbuğa die Ergebnisse ihrer empirischen Untersuchung dar. Dabei geht sie zuerst auf den qualitativen Teil ein. Dafür hat sie 23 Jugendliche mit dem Ziel interviewt, Informationen über ihren Fernsehkonsum zu erhalten sowie „über die Bedeutung des Fernsehens als Freizeitaktivität für Familie und Jugendkultur“ (S. 89). Mit der Begründung der Heterogenität der türkischstämmigen Population, die sich nach ethnisch-kultureller Herkunft unterscheiden und aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen stammen, hat sie Jugendliche an drei verschiedenen Orten interviewt: zu Hause (neun Jugendliche), in einem Jugendhaus (elf Jugendliche) und in einer Moschee (drei Jugendliche). Zwar stellt sie fest, dass das „häusliche und soziale Umfeld [...] eine wichtige Rolle bei der Formung der Jugendlichen [spielt] und dabei, wie sie eine eigene Identität erwerben.“ In diesem Zusammenhang weist sie auch darauf hin, dass es denkbar sei, „dass Traditionen, Sitten und kulturelle Strukturen“ auch einen Einfluss auf das Freizeitverhalten und den damit zusammenhängenden Fernsehkonsum der Jugendlichen haben. (vgl. S. 93 f.) Bei der Darstellung ihrer Ergebnisse legt sie Wert darauf zu differenzieren, wie sich die Jugendlichen an den drei unterschiedlichen Erhebungsorten geäußert haben. Bedauerlicherweise geht sie aber nicht darauf ein, wofür diese drei Erhebungsorte stehen bzw. welche Besonderheiten oder Eigenschaften sie mit den dort interviewten Jugendlichen verbindet. Die Interpretation bleibt der Leserin bzw. dem Leser überlassen, und damit verliert auch die differenzierte Darstellung ein Stück weit ihren Sinn.

Insgesamt erhält Uçar-İlbuğa in ihrer qualitativen Untersuchung Ergebnisse, die Spuren aus anderen Studien bestätigen. So geben 15 von 23 Jugendlichen an, dass der Fernsehapparat bei ihnen zu Hause den ganzen Tag laufe und auch nicht zum Essen ausgeschaltet werde

oder wenn Gäste kommen. Des Weiteren stellt sie fest, dass die Jugendlichen sich hinsichtlich des Fernsehprogramms beim gemeinsamen Fernsehen in der Familie – das einen hohen Stellenwert hat – dem Geschmack der Eltern unterordnen und häufig türkischsprachige Sendungen sehen. Es ist aber auch ein Ergebnis der qualitativen Studie, dass das eigenständige Interesse der Jugendlichen an türkischsprachigen Sendungen groß ist.

Leider hat Uçar-İlbuğa die Ergebnisse ihrer qualitativen Erhebung nicht mithilfe qualitativer Methoden ausgewertet und nur an wenigen Stellen Interpretationen vorgenommen. In einer der seltenen Interpretationen stellt sie fest, dass „sich die Jugendlichen in dieser Untersuchung fast überhaupt nicht für das Lesen (von Fernsehzeitschriften S. E.) [interessieren]. Damit zählen sie zu den passiven Zuschauern.“ Eine Schlussfolgerung, die so nicht haltbar ist.

Im quantitativen Teil der Untersuchung mit 76 Mädchen und Jungen (nur Jugendliche, die nicht an der qualitativen Erhebung teilgenommen hatten), der im Anschluss dargestellt wird, werden die Ergebnisse des qualitativen Teils weitgehend bestätigt. Aber auch einige Mängel wiederholen sich hier. So geht Uçar-İlbuğa sehr genau darauf ein, welchen Hintergrund die Befragten im Hinblick auf die familiäre Situation, auf ihre Herkunftsgebiete usw. haben, sie greift diese Daten bei der Darstellung der Ergebnisse aber nicht auf, womit sie nutzlos werden. Darüber hinaus werden teilweise Erklärungen geliefert, für die es keine Belege gibt. Beispielsweise wurden die Jugendlichen danach gefragt, ob sie abends im Bett fernsehen, nach Gründen dafür wurden sie jedoch nicht gefragt. Es wird aber erklärt, „dass die meisten Jugendlichen (40 Prozent) nur unregelmäßig und unter bestimmten Umständen vom Bett aus fernsehen, etwa, wenn sie nicht schlafen können, in den Ferien oder an besonderen Tagen, wenn bestimmte Sendungen gezeigt werden. Dies lässt sich so erklären, dass es hier weniger um eine feste Gewohnheit geht, sondern vielmehr abhängig ist von den häuslichen Bedingungen und dem Interesse der Jugendlichen an bestimmten Sendungen.“ (S. 175) Weder die Erklärung, dass die Jugendlichen vom Bett aus fernsehen, wenn sie nicht schlafen können oder dass sie dies nur in den Ferien oder an besonderen Tagen machen, ist belegt, noch dass nächtliches Fernsehen von häuslichen Bedingungen oder dem Interesse an bestimmten Angeboten abhängig ist.

Der gesamte Ergebnisteil enthält sehr viele Tabellen und Diagramme, die zu einem großen Teil entweder unnötig sind oder eher zur Verwirrung als zur Klärung bestimmter Fragen beitragen.

Kurz und gut: Emine Uçar-İlbuğa greift eine wichtige und interessante Frage auf, und wer sich mit dem Thema ‚Migration und Medien‘ im Hinblick auf Heranwachsende beschäftigt, findet in ihrer Untersuchung interessante und nützliche Hinweise und Ergebnisse. Allerdings bleiben diese weitgehend auf einer deskriptiven Ebene, und man stößt immer wieder auf Ungereimtheiten, die teilweise auch mit unglücklichen Formulierungen zusammenhängen. Hier hätte man der Autorin wie auch ihren Leserinnen und Lesern ein kritisches Lektorat gewünscht.

Susanne Eggert

Christine Feil/Regina Decker/Christoph Gieger

Wie entdecken Kinder das Internet?

Beobachtungen bei 5- bis 12-jährigen Kindern
Wiesbaden: VS, 2004. – 254 S.
ISBN 3-8100-4227-7

Der vorliegende Band berichtet über ein Forschungsprojekt, das am Deutschen Jugendinstitut (DJI) zwischen 2001 und 2003 durchgeführt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurde. Ziel der Studie war es, zur Bearbeitung der im Titel bezeichneten Forschungslücke beizutragen und empirisch unterfütterte Aussagen zum konkreten Internethandeln 5- bis 12-jähriger Kinder vorzulegen. Sieht man einmal von einzelnen aus diesem Projekt selbst hervor gegangenen Aufsätzen ab, die vor dem Buch publiziert wurden,¹ dann lagen bis zum Erscheinen des Bandes zwar quantitative Daten über die Zugangsmöglichkeiten von Kindern zum Internet sowie über Nutzungshäufigkeiten vor, aber in der Tat keine Informationen darüber, „wie 5- bis 12-jährige Kinder mit dem Internet umgehen, welche Nutzungsroutinen, Nutzungsstile und Präferenzen sie entwickeln und welche Bedeutung das Internet für sie im Alltag hat“ (S. 75). Insofern werden hier neue Erkenntnis-

se präsentiert, die für die Medienforschung und Medienpädagogik sehr bedeutsam sind und zur Revision mancher kursierender Annahmen über Kinder im Internet Anlass geben.

Ein besonderes Augenmerk wurde in der Studie auf die Frage gelegt, wie sich die reale Internetaneignung der Kinder zu den teilweise hochgesteckten bildungsbürgerlichen Erwartungen zum Informations- und Bildungswert des Internets für Kinder verhält. Entwickelt die nachwachsende Generation, wenn ihr Zugang zum Internet gesichert ist, im Rahmen informeller und selbstgesteuerter Lernprozesse jene Computer- und Internetkompetenz (bzw. digitale Kompetenz), die für das lebenslange Lernen in der Wissensgesellschaft erforderlich wird? Die Antwort auf diese Frage, das sei vorweg genommen, fällt im Anschluss an diese Studie insgesamt eher skeptisch aus, jedenfalls für die Altersgruppe der Kinder. Zu deutlich werden die Grenzen der kindlichen Internetkompetenz auf der einen und die Grenzen der Kindgemäßheit der bisherigen Internetangebote für Kinder auf der anderen Seite.

Der eigenen empirischen Studie hat das Autorenteam eine umfassende Bestandsaufnahme zu vorliegenden quantitativen Daten zur Internetnutzung von Kindern sowie zu neueren Entwicklungstendenzen im deutschen Kinder-netz vorangestellt. Ihr widmet sich das gesamte erste Kapitel mit seinen immerhin rund 65 Seiten. Die Ausführungen sind sorgfältig recherchiert, zeugen von einer guten Kenntnis der Entwicklungen wie Probleme im Bereich der Internetangebote speziell für Kinder und sind daher informativ und lesenswert. Da sich an dieser Stelle bereits Besonderheiten des im Internet anzutreffenden Anforderungsprofils abzeichnen, endet das Kapitel mit (berechtigten) kritischen Anfragen an medienübergreifende Kompetenzbegriffe und dem Aufzeigen einiger internetspezifischer Kompetenzanforderungen. Im zweiten Kapitel werden alle relevanten Informationen über die explorativ angelegte Untersuchung präsentiert. Eingesetzt hat das Team unterschiedliche qualitative Methoden, die hier (und im Anhang) näher erläutert und dokumentiert werden. Im Zentrum stand eine technikgestützte teilnehmende Beobachtung von insgesamt 18 Kindern, die mit Hilfe eigens dafür bereit gestellter Laptops (in den Räumen des DJI bzw. in Münchener Kindertagesstätten) im Internet „unterwegs“ waren. Ergänzt wurden die drei Beobachtungsphasen durch

1 Siehe z. B. Regina Decker/Christine Feil (2003): Grenzen der Internetnutzung bei Kindern. In: merz, 47. Jg., Nr. 5, S. 14–27.